

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 70.

Mittwoch, 24. März.

1915.

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Kein Luftzug regte sich. Die Segelschiffe, welche durch die Windstille am Auslaufen gehindert wurden, lagen mit schrägen Leibern auf dem glatten Schilde und guckten mit fahlen Masten und schlaffen Wimpeln über die grüne Deichhöhe zur kleinen Stadt hinein.

Dann und wann tönte von den Marschfennen her das heisere Brüllen der schweren Rinder, einige Wagen ratterten auf dem holprigen Straßenpflaster, sonst herrschte tiefe Stille ringsum. Die Mittagssonne des heißen Julitages brannte vom wolkenlosen Himmel und schien die ganze Stadt gelähmt zu haben. Auf den hohen Patrizierhäusern mit ihren Erkern und Fachwerk frönten wie dicke dunkle Klumpen die Storch-nester den spitzen Giebel, und reglos stand Vater Aebbar inmitten seiner schlummernden Jungen. Unter dem Strohdach der einstöckigen Bürgerhäuser klebten die Schwalbennester, die Kirche reckte ihren gewaltigen Turm empor, und das goldige Kreuz funkelte glänzend über Land und See.

Ein wenig abseits von der großen Straße, durch den „neuen“ Kirchhof von der Stadt getrennt, lag graben-umgeben das langgestreckte adlige Freihaus mitten im großen, parkartigen Garten. Das blendende Weiß des Gemäuers hob sich hell von dem Grün der Flieder- Jasmin- und Rosenbüsche ab, und zwischen den vollen Kronen der alten Kastanienbäume schimmerte hier und da wie ein metallglänzender Zettfetzen das schwarze Wannenbaldach des Wohnhauses. Abseits am hinteren Rande des Gartens lagen die Stallungen, aus deren Innern ungeduldiges Pferdewiehern ertönte.

Die breite Doppeltür, deren Flügel weit offen standen, führte in einen mächtigen fliesenbelagten Flur, der oben mit einer kunstvoll geschnittenen Galerie umgeben war. Zu den Seiten der nach der Galerie führenden Treppe hielten zwei hohe Holzfiguren, ange- tan mit vollständiger Panzerrüstung, jahrhundertlange Wacht und vermochten mit ihren hochragenden Lanzen den abnugslos eintretenden Fremden im ersten Augen- blick wirklich zu erschrecken. Rechts und links vom Flure lagen die Säle und geräumigen Wohnzimmer, während von der Galerie Türen zu den Schlafstuben, Fremden gemächern und den Kammern der Diensthofen führten.

Vor 1500 hatte der Besitz dem Junker Frühen ge- hört, und gegen einige „Lansten“, wie die Chronik die Landstellen nennt, war dem Hause vom Herzog Steuer- freiheit verliehen worden. Seit jener Zeit hieß es das adlige Freihaus — bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein.

Viel hatte der alte Bau erlebt im Laufe der Zeiten. Hier hielt sich Herzog Friedrich von Schleswig zu Be- such auf, als ihm der Vandrücker Ritter Magnus Munt Anno 1523 die Kunde brachte, daß die holländischen Stände ihrem König abgesagt hätten und ihm, dem Herzog, die dänische Krone anboten. Hier knarrten die Treppen unter dem Fußtritt Wallensteinischer Reiterstiefel, und

im nordischen Erbfolgekrieg grübelte drüben im Saale der schwedische Feldherr.

Jetzt aber hatten die französischen Douaniers und nach ihnen die Kosaken das Küstenland verlassen, Friede und Ruhe herrschte im Herzogtum. Auf der fernen Felseninsel erwartete der Korse die Erlösung durch den Albezwinger Tod, und noch zwang die heilige Allianz Europa zu allgemeinem Frieden.

Auf dem weiten Rasen, zwischen Rosenbeeten und kunstvoll beschnittenem Rotdorn, im Schatten hoher Walnuthäuser tummelte ein etwa sechsjähriges Mäd- chen. Sie hatte die breiten hellblauen Schleifen aus dem Haar gelöst und in goldiger Fülle ergossen sich die blonden Locken auf Schulter und Rücken.

Sie jagte, den langstieligen Reiser in der Rechten schwingend, den Schmetterlingen nach, doch jedesmal, wenn ein schillernder Falter im Netz flatterte, hob sie mit einem auffauchenden Achen den Reiser und sah mit lustigen Blauaugen den Befreiten davonziehen. Und hell klang ihre glockenklare Stimme durch den Park.

„Flieg, Falter, flieg,

Gott schau auch dich,

Was der goldne Sonnenschein

Flammen in den Flügeln deln,

Flieg, Falter, flieg.“

„Flieg, Falter, flieg,

Der Winter trifft auch dich,

Koste von den Blüten schnell,

Es verfliehet der süße Quell,

Flieg, Falter, flieg.“

„Grethenfraude“, rief eine Männerstimme vom Hauptwege des Parkes her. Das Mädchen wandte sich um und eilte zu dem Manne hinüber.

„Großvater, wollen wir Greifen spielen?“

Der alte Herr lächelte ein wenig wehmütig.

„Nein, Kind, in diesem Sommer werden wir auf dieses Vergnügen verzichten müssen. Du läufst gar zu schnell, und ich —“

Er stützte sich wieder fester auf den Stock mit der Goldkralle, als hätte schon der Gedanke die Schmerzengs- geister gerufen.

Ja, das entsehlliche, vertollnsthete Rheuma, die Gicht.

Das waren nun die Folgen von den tollen Küsten- fahrten bei Nacht und Nebel. Das rächt sich, wenn man eigentlich nur gewohnt ist, hinterm Hauptbuch zu sitzen und Brutto, Netto, Tara und Prozente zu berechnen.

Im allgemeinen machte Herr Lorenz Woldsen Wilm- sen eher den Eindruck eines alten Offiziers oder Kapi- tans als eines Mannes, der aus alter Krämerfamilie stammte und selbst sein Leben damit zugebracht hatte, Waren günstig einzukaufen und günstiger zu verkaufen. Bis auf jene Zeit — aber davon sprach der alte Herr nicht gern, dachte nicht gern daran. Aber wenn er am späten Abend noch so unvorsichtig war, gar zu sehr seinem Lieblingsgericht, der Kalbsleber, zuzusprechen und ein Gläschen Rotwein zuviel zu trinken, fuhr er im Traume sicher in dieseliger Novembernacht zum eng- lischen Segler ab, und wenn er dem Engländer dann

die Lächer, Spitzen und Bänder, Tabak und Gewürz bezahlt hatte, fiel beim Überladen die Hälfte der Ballen ins erregte Meer. Und kam er dann mit der anderen Hälfte endlich bis zum Eiderstedter Strand zurück, so empfingen ihn dort sicher die gewigten Küstenwächter. Solche quälende Träume hatten sich zuerst vor zwei Jahren eingestellt und waren dann immer häufigere Gäste geworden. Der erste, dem Herr Lorenz Woldsen Wilmsen sich offenbarte, war sein alter Kutscher, Peter Tiedemann, der als sicheres Mittel ein Schläfenpflaster aus „weis Killienöl, Wachs und venedischen Tarpentin“ empfahl. Aber das Meer wurde von dem Öl nicht geglättet, die Träume blieben trotz des Wachses hartnäckig, und die rauhe Schmugglerbarke verwandelte sich nicht in eine schlanke, lampion- und blumengezierte venezianische Gondel. Trotz seiner Abneigung gegen die „Gifftverschreiber und Menschenfleischschneider“ hatte der alte Herr doch eine Unterredung mit Doktor Thodsen, der den Handelsherrn allzu genau konnte und innerlich böshaft lachend ihm verordnete, seine Kalbsleber- und Rotweinsäpvelgereien auf die Mittagszeit zu verlegen und sich abends mit einem Gläschen Milch und einem Stüchchen Weißbrot mit Butter zu begnügen. Herr Lorenz Woldsen Wilmsen hatte in seinem langen Leben keinen einzigen wirklichen Feind gehabt, den Doktor Thodsen aber haßte er von jenem Tage an, und es tat ihm bis ans Lebensende noch leid, daß seine Enkelin durch diesen Nichtswisser und nicht durch Doktor Kallisen „vacciniert“ worden war. Natürlich dachte der alte Herr nicht daran, Thodsens „albernern“ Rat zu befolgen, er befragte Doktor Kallisen, und dieser verschrieb dem Kranken Baldrian und möglichst viel Ruhe. Aber weil in den Jahren vorher der Wein besonders gut geraten sein mußte, vermochte auch Doktor Kallisens Baldrianrezept nicht zu helfen, und schließlich hörte Herr Lorenz Woldsen Wilmsen auf seine Freunde, die ihm rieten, dem Sohne das Geschäft zu überlassen und sich zur Ruhe zu setzen. Zwar hielt er seinen fünf- unddreißigjährigen Sohn nicht für alt genug, selbstständig das große Geschäft zu führen, hatte sogar statt des Schmugglertraumes ein nächtliches Gesicht vom Bankerott des Hauses Wilmsen, aber als vor etwa einem Jahre die Familie Wiederich, deren Vermögen in den Kriegszeiten draufgegangen war, den stolzen Besitz, das adlige Freihaus, verkaufen mußte, konnte Herr Lorenz Woldsen Wilmsen seiner Eitelkeit nicht widerstehen und erwarb Haus und Park. Und wirklich konnte er die Wahrnehmung machen, daß die Familie Wilmsen jetzt noch mehr galt, daß die Bürger noch ehrerbietiger grüßten als vorher.

Gerade weil es in der ganzen Stadt, ja, in der ganzen Umgegend keinen einzigen Adligen gab, waren seit langer Zeit die Besitzer des Freihauses, die seit Junker Frißten doch alle bürgerlich waren, als Menschen besonderer Art angesehen, und wer das Freihaus besaß, war in den Augen der Leute mehr als Bürgermeister, Propst und Amtmann.

Und der alte Herr führte jetzt ein Leben wie ein vornehmer Edelmann. Die Honoratioren und die Dragoneroffiziere verkehrten gern bei ihm, wenn dann und wann auch ein Mißglünstiger meinte: „War doch 'ne jähne Zeit damals während der Kontinental Sperre, ja, ja.“

Einmal hatte der Sohn des Advokaten Senken, der von Jena aus auf Ferien war und dem Freunde seines Vaters einen Besuch machte, im Saal das Bild Bonapartes gesehen und verwundert den alten Herrn gefragt: „Ja, wissen Sie denn nicht, daß ein wirklich deutscher Mann nur mit Abscheu auf jenes Bild da blickt.“

„So, junger Herr, es wundert mich nicht, daß Sie so sprechen; Sie kommen ja aus Jena, und da soll's toll hergehen unter der akademischen Jugend. Aber wir Schleswig-Holsteiner sind doch dänisch und Dänemark war des großen Mannes Verblinder.“

Da konnte der Student sich nicht enthalten zu sagen: „Gaha — was aber nicht hinderte, daß ein guter

Schleswig-Holsteiner heimlich gegen des großen Mannes Befehl sich bereicherte.“

Herr Lorenz Woldsen Wilmsen wurde hochrot vor Zorn.

„Es ist besser, Sie verlassen mein Zimmer“, stieß er mühsam hervor.

„Ich war schon aufgestanden“, entgegnete der junge Brandekopf, warf noch einen verächtlichen Blick auf des alten Herrn Kniehosen, Seidenstrümpfe, Schnallenschuhe und den verhaßten Papf der altmodischen Pudelperrücke und verließ den Raum.

Hans Senken hat auch später, als er längst seines Vaters Advokatur übernommen hatte, das adlige Freihaus nie wieder betreten.

Die blonde Grethenfraude schritt neben ihrem Großvater her durch den Garten. Sie plapperte über die Schmetterlinge, die roten Johannisbeeren, über die Kirschbäume, die ihre Früchte so unangenehm hoch tragen, über den alten Peter Tiedemann, der behauptet hatte, man könnte ein Schnupftuch getrost ein Vierteljahr tragen, wenn man zum Rasenputzen kunstgerecht die Hand benutze.

Der alte Herr ging tief in Gedanken dahin, er hörte nicht auf des Kindes Worte, ließ sich nur ihre glockenklare Stimme mit unbestimmt angenehmem Gefühl aus Ohr dringen. Erst als Grethenfraude jetzt gravitätisch zu zeigen begann, wie man die Nase mit den Fingern reinigen könnte, fuhr er entsetzt auf, starrte seine Enkelin erst sprachlos an und sagte: „Fi donc!“

„Aber Peder sagte doch —“ stammelte die Kleine.

„Peder hat gar nichts zu sagen“, entgegnete der alte Herr ein wenig heftig.

Grethenfraude schwieg.

Nach einer Weile sah der Großvater, daß die Kleine ernst und nachdenklich zu Boden blickte. Er fürchtete, zu hart gewesen zu sein, und fragte freundlich: „Nun, woran denkst du denn?“

„Ja — ja — gestern bekam ich Schelte, weil ich nicht aus'm Kirschbaum runtergekommen war, als Peder es sagte. Und nun —“

Herr Lorenz Woldsen Wilmsen war in Verlegenheit, und da er keine Lust verspürte, der Enkelin erst den Unterschied auseinanderzusetzen, meinte er: „Ja, Kind, das war etwas anderes. Aber, komm, ich will dir einige Kirschen pflücken.“

Und Hand in Hand schritten Großvater und Enkelin über den Rasen zum Kirschbaum.

(Fortsetzung folgt.)



Wem wogender Mut die Aern schwellt,
Dem gehorcht die Erde, gehöret die Welt!
E. v. Widenbruch.

Bismarck auf Greiersfüßen.*)

Die bevorstehende hundertste Wiederkehr von Bismarcks Geburtstag läßt auch in eiserner Zeit Leben und Lebenswerk des eisernen Kanzlers wieder ins Licht des Tages treten. Seine gewaltigen Verdienste um Krone und Vaterland treten in geweihter Stunde der Erinnerung und in schwerer Kriegsnot wieder besonders lebhaft vor des Volkes Seele. Aber auch das menschliche Bild Otto von Bismarcks, wie es festgehalten ist in einer Fülle mehr oder minder beglaubigter Anekdoten, in Tischgesprächen mit den Vertrauten seines gastlichen Hauses und in den geistvollen Briefen seiner begnadeten Feder lebt in neuen Farben vor uns auf.

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz einem im Verlag von Hermann Montanus in Siegen und Leipzig zur Jahrhundertfeier erschienenen Bismarckband, der in ungefähr 200 wertvollen Bildern sowie einer von Walter Stein mit hoher Begeisterung verfaßten Einführung den gewaltigen Bitten dieses großen Lebens folgt. Der Bismarckband ist die 2. Veröffentlichung der Montanus-Bücher, die dank ihres billigen Preises, ihres reichen Inhalts und der gediegenen Ausstattung schnell weiteste Verbreitung gefunden haben.

Der Student Bismarck erscheint im Gedächtnis unseres Volkes als wilder Draufgänger. In der Tat drängte die geniale Kraftnatur, die sich schon in der Erziehungsanstalt und im Gymnasium nicht unter jede Großmannsucht älterer Kameraden, unter jede überlieferte Ordnung, unter jeden steifen Bedanten beugen ließ, zu einem freien Aufatmen, als sich die Tore der Hochschule ihm öffneten. Von einem fleißigen Kollegienbesuch kann gewiß nicht die Rede sein. Junge Freundschaften zogen ihn an, besonders seit er in Göttingen dem Corps Hannovera beigetreten war. Nun erschien er als Fuchs und Bursch stolz in Koller und Kanonen im fröhlichen Kreise von trinkfesten Bechgenossen oder mit Selbstbewußtsein und Schneid auf dem Pausboden, zu fechten oder Mensuren zu schlagen. An zahllosen Studentenstreichen beteiligt, stand er mehr als einmal vor dem Universitätsrichter, wo er gelegentlich nicht zögerte, in burschloser, recht drastischer Art — die in der Anekdoten weiter lebt — seinen Rechtsstandpunkt darzulegen. So erscheint er eines Tages im langen, flatternden bunten Schlafrock, in weißen Beberhosen, auf dem Kopf den hohen Zylinderhut, die Fäuste in der Hand, von seiner großen Dogge begleitet, vor dem Gewaltigen, der entsetzt hinter den Richterfessel flüchtet. Um handgreiflich zu erklären, wie er in fidele Kneipe Flaschen der Einfachheit halber durch das Fenster auf die Straße geworfen hatte, greift Bismarck vor, mit dem Tintensatz des hohen Gerichtshofes jene Handbewegung nachzumachen. Gleich vor Schreden schließt der Richter die Sitzung und entläßt den Angeschuldigten, — natürlich nicht, ohne ihn in gebührende Strafe genommen zu haben. Ein Kernschnitt in der Tür des Göttinger Kanzlers erzählt von Bismarcks studentischen Übertretungen. In diesem Strafraum weilte er einmal 11, einmal 7 Tage, — übrigens wegen Mißachtung von Duellverböten.

Freilich trieb es ihn aus allem Sturm und Drang wilden studentischen Lebens immer wieder in die Stille zur Selbstbestimmung. Was der Wissensdurstige nicht dem Vortrag im Hörsaal verdankte, das erwarb er sich in gründlichem häuslichen Studium. Grüblerisch versank er in Kants oder Hamlets Gedankenwelt. Nach bestandnem juristischem Examen setzen wir Bismarck auf den ersten Stufen der Beamtenlaufbahn, freilich ohne innere Befriedigung in einer rein bürokratischen Tätigkeit versinkend. Der Tod der Mutter führte den jungen Juristen dann zur Landwirtschaft, die verwirtschafteten Güter der Familie wieder zur Blüte zu bringen. Bald hoben sich denn auch die Einkünfte von Kniephof bedeutend. Aber Bismarck pflegte auch in der neu gewonnenen Selbstständigkeit den alten, von der Mutter ererbten Hang zur Geselligkeit. Frohe Gelage grüßten den kommenden Morgen. Aufbrausender Jugendmut suchte und fand noch einmal in diesem ausgelassenen Junggesellenleben einen starken Ausdruck. Weit und breit zeigte man auf den kühnen Reiter, den verwegenen Räger, den trinkfesten Junter, den „tollen Bismarck“. Freilich fühlte er — je länger, je mehr —, daß der neue Beruf, in den ihn so plötzlich Reizung und Notwendigkeit versetzt hatten, seine Kräfte nicht völlig auszufüllen in der Lage war, daß seine Begabung höheren Aufgaben gewachsen, daß seine Häuslichkeit einsam und lieblos sei. Seine Ernennung zum Reichshauptmann und die Wahl in den sächsischen Provinziallandtag vermochten in dieses unharmonische Leben nicht das Licht einer inneren Befriedigung zu bringen.

Da führte ihn Fremdenhand in den Bannkreis der hochgestimmten Johanna v. Puttkamer, die mit dem eigenartigen Zauber ihrer Persönlichkeit von Bismarcks Seele Besitz ergreift und seinem inneren und äußeren Leben wieder einen hohen Schwung verleiht. Wie ein Brennglas mit geheimnisvoller Magie die vielfartigen Farben des Lichts vereinigt, so löste sie die einander widerstrebenden Gedanken und Gefühle des Bräutigams in einen harmonischen Wohlklang auf. Sie bildete den Schlüssel für zahllose Herzensfeinheiten und Gemütswerte, die unter rauher Decke in tiefsten Tiefen seiner Seele schlummerten. Der ritterliche Liebhaber offenbart in ihrem Licht den ganzen Reichtum seiner reinen, edlen, sanften, durchsamen Art, die kostbarsten Kleinodien seines im reinen Menschenliebe begründeten kindlichen Glaubens, den echt deutschen Hang zu einer stillen, beglücklichen Häuslichkeit. In pietistischem Elternhaus erzogen, selbst zu einem starren, bekennnismäßigen Buchstabenglauben geneigt, war es Johanna beschieden, den Diamanten seines Glaubens zu jener strahlenden Klarheit zu schleifen, die bis ans Lebensende im Grunde seines Herzens zu glänzen nie aufgehört hat.

Die Briefe des Bräutigams sind getragen von der hohen Kraft einer Liebe, die das Herz ganz erfüllt. Der Jungverlobte zählt die Stunden, da ihm seine Dienstgeschäfte gestatten, „wieder auf dem roten Sofa neben Johanna“ zu sitzen. Seit er seine „Angela“ fand, ist der Frühling wie mit einem Zauberstabe über sein Herz gegangen. Jetzt fühlt er, wie schön es ist: „eine Heimat zu haben, mit der man durch Geburt, Erinnerung und Liebe verwachsen ist.“ Jetzt scheint „die Sonne hell auf die stattlichen Bauernhöfe, und ihre wohlhabenden Bewohner grüßen ihn noch freundlicher als gewöhnlich“. Selbst die Segel des Herzens mit Kraft und Frohsinn geschwellt, hört Otto v. Bismarck nicht auf, die überernte, oft von melancholischen Anwandlungen heimgesuchte Geliebte mit trostvoller Zuversicht zu erfüllen. „Pflege das Grün der Hoffnung“, so schreibt er, „das heute recht freudig in mir rauscht, als ich dein äußeres Abbild sah, indem der Gärtner die ersten Frühlingsboten, Hyazinthen und Krokus, auf mein Fenster stellte. Bist Du ein weisses Matt, ein ausgemaschtes Kleid? Ich will sehen, ob meine Liebe das Grün wieder heraufpflegen, die Farben auffrischen kann. Frische Blätter mußt Du treiben, und die alten will ich zwischen das Buch meines Herzens legen, daß wir sie beim Lesen finden als Zeichen lieber Erinnerung. Du hast die Kohle, die unter Asche und Trümmer in mir glüht, neu angefacht, sie soll Dich in belebende Flammen hüllen.“

Am 28. Juli 1847 legten Otto v. Bismarck und Johanna vor dem Traualtar ihre Hände zu einem reichgesegneten Ehebunde zusammen, und unter der Sonne Venedigs grüßten sie das neue Glück.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Liebesgabe einer Ehefrau an ihren im Felde stehenden Ehemann. (Nur ein Stüdchen Sped!) Eine Dame meiner Bekanntschaft hatte ein Stüdchen Sped in ihrer Wirtschaft übrig behalten, und sie dachte: „Es kann jemand vom Nutzen sein.“ Sie ging hin und brachte es der Gemeindefrau mit den Worten: „Es ist nur ein Stüdchen Sped, geben Sie es, wem Sie wollen.“ Die Schwester dankte ihr und brachte es einer armen Frau, deren Mann als Soldat im Felde stand. Die Frau war glücklich über dieses unerwartete Geschenk und dachte: „Mein Mann hat im Schützengraben gewiß keinen, ich werde es ihm schicken!“ So wanderte das Stüdchen Sped in einer Pappschachtel zur Post, die Post sandte es nach Frankreich, und der Soldat S., der eines Tages in einer Steinhütte, nahe an der Front, sein Lederzeug putzte, packte freudestrahlend die Gabe seiner guten, lieben Gattin aus. „Die Lina ist doch eine brave Frau“, sagte er sich, „da spart sie sich ein Stüdchen vom Munde ab, um es mir zu schicken!“ — Dann überlegte er, ob er es schon demselben Tag essen wollte. Da trat Soldat M. in die Hütte, und er bat ihn, ihm seine kleine Pfanne zu borgen und den Sped zu braten. „Gleich hole ich Dir die Pfanne“, sagte M., „geh‘ nur erst hinter den Wall, wo der Eingang zum Schützengraben ist, und mach ein Feuer.“ S. ging ein gut Stüd weiter hinter einen hohen Erdwall, sammelte Reisig und ein paar Stüde festes Holz und zündete das Feuer an. Als es brannte, stand er auf und schickte sich an, die Pfanne mit dem Sped zu holen. In dem Augenblick ging ein Pfeifen durch die Luft und eine Kugel flog über ihn hinweg und schlug gerade vor der Hütte nieder. Die Artillerie des Feindes schoß auf die Stellung. Alle Mannschaften stürzten zur Deckung in den Schützengraben und verkrachten sich unter der Erde. Nach einer Weile hörte das furchtbare Krachen der platzenden Granaten auf, der Feind richtete sein Feuer mehr seitwärts, und die Soldaten kamen aus dem Graben zum Vorschein. Sie sahen ein Bild der Zerstörung. Die Hütte mit allem, was darin war, lag in Trümmern. Pünkt Granaten waren geplatzt, eine war ganz geblieben. Kein Mann war zu Schaden gekommen. Soldat S. schrieb dem Abend an seine Frau: Ich danke Dir auch für Deinen Sped. Er hat mir das Leben gerettet. Ich hätte ruhig in der Hütte weiter gepuht und wäre bei der ersten Granate umgekommen. Weil ich aber ging, um Feuer zu machen zum Spedbraten, wurde ich verschont. Schrecklich sah die Hütte aus, — Dein Sped war weg! Aber besser, daß dieser kaput ging als ich! Dein treuer Ludwig S.

Neues vom Büchermarkt.

Gedichte.

* „Ein Jahrhundert deutscher Siege.“ 1813 bis 1914. In Aufzeichnungen der Kämpfenden und Zeitgenossen. Von Herbert von Winterfeld. „Dich will ich preisen Vaterland.“ Deutscher Geldsang. 1813 bis 1914. Herausgegeben von Paul Friedrich u. Albert Mitter. (Verlag Bohnenbräuer, Berlin-Leipzig.) Aus der unendlichen Fülle guter und schlechter Kriegsgedichte, in Prosa, in Briefen, in lyrischer und epischer Form, die nun seit nahezu fünf Monaten den literarischen Büchermarkt überfluten, seien die beiden obengenannten Werke besonders hervorgehoben. Von 1813 bis 1914 reißt sich in der deutschen Geschichte der Sieg an Sieg. Aber deren Zahl ist so überreich während eines Jahrhunderts, daß der Verfasser nur Auschnitte herausgreifen vermag. Wer wollte auch stille stehen vor der Gegenwart; vorläufig dichtet der Krieg für sich selbst; die Kriegstaten sind die lebendigste Geschichte. Das Buch ist von starkem, deutschem Sinn durchglüht, schlicht und wahr, dem deutschen Volk zu eigen gegeben. Das zweite Buch, dem unsere Aufmerksamkeit gilt, ist eine Zusammenstellung früherer und neuer Kriegsgedichte und Lieder. Die Auswahl kam als eine äußerst glückliche bezeichnet werden. Die Sammlung gibt freilich noch kein abgeschlossenes Bild von den Leistungen der Gegenwart, dafür ist das Ende des Krieges noch zu weit entfernt. Zudem werden manche Dichter, und vielleicht nicht die schlechtesten, heute noch schweigen und, überwältigt von der Macht gärender Gefühle, erst langsam jene heilige Scheu überwinden, den hehrsten Empfindungen des Menschentums Form und Gedanken zu leihen. Immerhin ist das, was uns die Herausgeber in vorliegendem Buche bieten, gediegen und mit feinem Verstande ausgewählt, dem tiefen Ernst der Jetztzeit Rechnung tragend, aber auch gesundem Humor gerecht werdend, so daß die verschiedensten Meinungen und Anschauungen befriedigt sein können. Die äußere Ausstattung beider Bücher wirkt in ihrer feinen Einfachheit äußerst vornehm und geschmackvoll. M. v. L.

Länder- und Völkerkunde.

* „Der Mensch der Zukunft.“ Von Wilhelm Bölsche. Mit einem farbigen Titelbild und vierzehn von Willy Brandt. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Französische Verlagshandlung). Ein neues Buch von Bölsche nimmt man stets mit besonderem Interesse in die Hand; auch das vorliegende schmucke Bändchen wird von den vielen Tausenden von Verehrern des geistvollen Forschers hochgeschätzt werden, denn in ihm finden seine Studien, die er in den Bändchen über „Abstammung des Menschen“ und „Vorzeit des Menschen“ niedergelegt hat, Abschluß und Krönung.

* „Dreißig Jahre am Kongo“ von John G. Wedd. (Verlag F. Vieweg, Breslau.) Dreißig lange Jahre lebte Wedd als Missionar am Kongo, zuerst in San Salvador im Portugiesischen Kongo, um dann von seiner Missionsgesellschaft zu den Bangala am Mittellauf des Kongo, im Herzen des belgischen Kongostaates, ausgesandt zu werden. Mit echt christlicher Liebe beginnt er sein schweres Werk gegen den Unglauben und den Aberglauben jener Stämme. Liebevoll vertieft er sich in die Sprache der Eingeborenen, wobei ihm deren Krixtaten mancherlei Schwierigkeiten bereitet. Eine reiche Ausbeute von Kenntnissen über das Leben und die Sitten am Kongo sind in dem Buche zerstreut und bilden eine sehr anregende Lektüre. Wedd war auch einer der ersten, der gegen die Greuel der Belgier am Kongo die europäischen Staaten mobilisierte. Gerade im jetzigen Augenblick, wo die Engländer den Regern das Schauspiel eines Kampfes der Weißen untereinander geben, wo sie ganz gegen die Kongoaflie den Krieg auch in das Kongogebiet trugen, ist das Buch besonders wertvoll. Es zeigt wie unsagbar mühsam es ist, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen und läßt so den innerlichen Schaden ahnen, den der Krieg dem kulturellen Vordringen der weißen Rasse im dunklen Erdteil zufügen muß. Die Übersetzerin, Anna Gräfin von Beth, geb. Solms, ist eine Wiesbadenerin. Auch sie kennt Afrika und ihre Übersetzung zeugt von Liebe zu dem Lande und von sicherem Sprachgefühl. Dr. G. Sch.

Ethik.

* „Kampf und Frieden.“ Von D. Gottfried Traub. Dortmund. 1 bis 5. Tausend. (Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn's Nachfolger.) Traub predigt doch! Traub hat doch eine Gemeinde, und zwar eine ungewöhnlich große und treue. Der vorliegende Band, wöchentliche Betrachtungen enthaltend, die der Verfasser für die „Hilfe“ geschrieben hat, umfassen die Jahrgänge 1912 und 1913. „Aus innerer Wahrheit und tiefen Gedanken fließen diese Betrachtungen, die tragvoll, knapp und männlich sind; es gibt kein Bügeln und kein Verstecken vor sich selber; Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit bis ins Innerste spricht aus jeder einzelnen.“ Traub selbst sagt in dem Vorwort zu dem vorliegenden schmucken Reinenband:

„Freilich weiß ich, daß die guten Gedanken schon längst alle gedacht und ausgesprochen sind. Es ist wahrhaftig nicht leicht, sie wöchentlich in genießbarer Form zu gießen. Aber sie bringen's doch vielleicht fertig, dem und jedem Freude zu bringen. Das ist mir genug.“ Die guten Gedanken, die wir haben, sind freilich uralte, aber wenn sie in der künstlerisch schönen Form und mit der Wahrhaftigkeit Traubs und zu so passender Zeit gesagt werden, sind sie ein neues köstliches Gut.

Almanache, Kalender.

* „Hausarzt-Kalender 1915.“ Von Dr. A. Dettmer, München. (München, Verlag von Kurt Stabitsch.) Ein Wochen-Abreißkalender für Haus und Familie, für das ärztliche Sprechzimmer, für das Bureau, der schon durch seine gelungene äußere Aufmachung gefällt. 53 ärztliche Ratsschlüsse wurden mit Rücksicht auf die Jahreszeit verteilt, außerdem bieten 5 sogenannte Merkwürdiger längere Belehrung über Zahnheile, Tuberkulose, künstliche Atmung, erste Hilfe bei Verletzungen und Erkrankungen. Auch für die Gesundheitspflege im allgemeinen wird der Kalender viel Nutzen stiften.

Zeitschriftenchau.

* „Der Vortrupp“, Halbmonatsschrift für das Deutschum unserer Zeit. Herausgegeben von Dr. jur. Hermann R. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Kaasche, Berlin. (Verlag Alfred Janssen, Hamburg.) Die beiden herausgekommenen Nummern 3 und 4. Jahrganges hat folgenden, zeitgemäßen Inhalt: Des Deutschen heiliger Krieg II von Dr. phil. Otto Wenzelbied; Die Lebensmittelezeugung der kriegsführenden Staaten von Dr. E. G. Ziben; Die Kriegsnot der Hausbesitzer und Mieter und die Volkswirtschaft von Rudolf Wiesener; Wir und die andern. Dem Heft ist Nummer 2 der Monatsbeilage „Vortrupp-Jugend“ angehängt, die folgenden Inhalt hat: Auf zum Siegel von Julius Dürbeck; Wehrkriegen von Paul Will; Freideutsche Zukunft; Deutschlands Jugend 1914; Deutscher Bund abstinenter Studenten; Vortrupp-Jugend in Briefen; Wandervogel im Schlingengarten.

* Heft 1/15 des 52. Jahrganges der „Deutschen Roman-Zeitung und Romanbibliothek“ sind in bekannter Reichhaltigkeit erschienen im Verlag von Otto Janke, Berlin SW. 11, Anhaltstraße 8.

Kriegsliteratur.

* Ein selten gutes Werkchen ist das „Kriegsbüchlein für das deutsche Haus“, das der Berliner Rechtsanwalt Dr. Braun im Verlage von J. Sch in Stuttgart herausgegeben hat. Das nahezu 270 Seiten umfassende Buch enthält Beiträge der verschiedensten Art von den verschiedensten, zum Teil in weiten Kreisen vorteilhaft bekannten Verfassern, wie z. B. Dr. Heinz Rothhoff, Professor Ostwald, Emanuel Rastler, Arne Schreiber u. a. Es soll Hilfe schaffen und sachkundigen Rat erteilen; es bietet eine Menge praktischer Ratsschlüsse und lehrswerte Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten. Daß es praktischer Bedürfnisse des Tages Rechnung trägt, darin liegt sein Wert. — Eine Anzahl weiterer infolge des Krieges entstandener Schriftchen seien kurz erwähnt: „Vorträge für die Kriegszeit.“ 2. Heft (Volkvereins-Verlag M.-Glabbach). „Das Feldgebet.“ Ein Andachtsbüchlein für unsere Krieger im Felde. Kreuz und Schwert. Feldbriefe. Auch diese beiden Schriftchen sind im Volkvereins-Verlag in M.-Glabbach erschienen, sie sind in erster Linie für Katholiken bestimmt. — „Die 10 Gebote des Nichtkämpfers.“ (Verlag von Johann A. Berner, Wien 11.) Die einzelnen Gebote, denen man gern zustimmen wird, sind durch gut ausgewählte Zeitstimmen zweckmäßig ergänzt. — „Ein Gruß an unsere Verwundeten“ und „Kriegsgebetbüchlein für Soldaten im Felde.“ Beide Schriftchen von Prof. Dr. Wurster sind im Verlag der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart erschienen. — Dr. jur. E. Karlemeyers „Sorgen für die Hinterbliebenen und Kriegsverpflegung.“ Mit Formulare und Beispielen. Herausgegeben von Generalsekretär P. A. Berg. (Verlag der Verlagsanstalt Emil Abicht in Wiesbaden.) Ein Büchlein, das manchem gute Dienste leisten wird. — „Der Weltkrieg — ein Weltgericht.“ (Verlag von C. Schöngelbner in Wiesbaden.) Der unbekannte Verfasser des dünnen Schriftchens nennt sich „ein Arzt und Kenner der russischen Verhältnisse.“ — „Durch Krieg zum Frieden.“ Herausgegeben im Auftrage des Nationalen Frauendienstes Lüdingen, von Professor Wilhelm v. Blume. (Lüdingen, Verlag der Buchhandlung Kloeber.) Das mit hübschem Buchschmuck versehene Heftchen enthält kurze poetische und prosaische Beiträge verschiedener Verfasser. — „Deutsche Kriegslieder“ entstanden bei Ausbruch und während des Weltkrieges. Zum Vortext des roten Kreuzes. (Verlag von Guao Wiffich in Chemnitz.) Heft 5 und Heft 6.